

Leitartikel

Martina Blasberg-Kuhnke
Frauen – und
kein Ende . . .

„Frauen – und kein Ende“, denke ich, während ich im Zug sitze und die verschneite Landschaft zwischen Bern und Basel an mir vorüberzieht. Ich komme aus Fribourg, wo ich ein erstes Wochenende lang eine Vorlesung zur „Lebenswirklichkeit und Glaubenssituation von Frauen als Herausforderung für die Pastoral“ gehalten habe. Es gab immer wieder gute und kontroverse Diskussionen über die Rolle von Frauen in der Gesellschaft, die vielen Veränderungen im Berufs- und Familienzyklus, über die Frage, ob es ein Wesen von Mann und Frau überhaupt gibt oder ob Männlichkeit und Weiblichkeit nicht vielmehr Sozialisationsprodukte sind . . . Eine Frage kehrt immer wieder: Verkraften die Frauen und Männer, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten in die rasante Entwicklung eines neuen Selbstverständnisses der Frauen verwickelt waren, überhaupt, worauf sie sich eingelassen haben?

Verkraften wir Frauen
diese Entwicklung?

Die Frage, die mir immer deutlicher kommt, je öfter, länger und intensiver ich mich mit der Frauenfrage beschäftige: Verkraften wir, die Frauen, die diese Entwicklung wollen und aktiv vorantreiben, sie denn eigentlich selbst schon? Frauen – und kein Ende; ich weiß nicht mehr zu zählen, in wie vielen Gruppen ich in den vergangenen Jahren über das Thema „Frau in der Kirche“ gesprochen habe, mit wie vielen Frauengruppen ich zusammengesessen habe, um über „unser Selbstverständnis“ zu reden, auch die Lehrveranstaltungen sind zu einer beträchtlichen Zahl angewachsen. Und wenn ich den Buchmarkt auf Frauenliteratur durchsehe, so zeigen die noch immer hohen Zahlen an Neuerscheinungen und die „Frauenreihen“ der großen Verlage: Das Thema „Frau“ ist unübersehbar „da“ – und das seit immerhin schon 10 bis 15 Jahren. Auch die „Diakonia“, und mit ihr viele theologische Zeitschriften, haben regelmäßig ihren Beitrag geleistet, die Situation von Frauen anzusprechen und als kirchliche und pastorale Herausforderung virulent zu halten.

Trotz erheblicher
Fortschritte . . .

Und tatsächlich hat sich vieles getan, auch und gerade in den Kirchen. Die Sensibilität für Frauen, ihre Lebenssituationen in der Mehrfachbelastung von Familie, Haushalt und Beruf, ist gewachsen. Wenn ich an Gottesdiensten teilnehme, erlebe ich öfter als noch vor einigen Jahren Pfarrer, die sich um eine inklusive Sprache bemühen, die Frauen nicht diskriminiert oder ausschließt, nicht selten auch Frauen, die Gottesdienste gestalten und ihren Glauben zum Ausdruck bringen. In vielen gemeindlichen

... keine rechte
Zufriedenheit?

Gemeinsamer Nenner
„Frau“?

Frauengruppen, die lange ihre Situation als Frauen nie zum Gegenstand eines Gesprächs gemacht haben, entsteht der Wunsch, sich selbst und den eigenen Glauben zum Thema zu machen, statt immer über und für andere und anderes nachzudenken.

Warum will sich bei mir gleichwohl keine rechte Zufriedenheit einstellen? Ich denke, der entscheidende Grund dafür ist in der Entdeckung der Differenziertheit und Vieldimensionalität von Frauenleben zu suchen. Je intensiver sich Frauen auf ihre eigene Lebenswirklichkeit und die Christinnen unter ihnen sich zudem auf ihre Glaubenssituation eingelassen haben, desto deutlicher traten konflikträchtige Unterschiede zwischen den Frauen zutage. Hierin unterscheidet sich die Gegenwartssituation fundamental von der Lage, in der die Frauen der „alten“ Frauenbewegung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts gewesen sind. Als Emanzipationsbewegung hat die erste Frauenbewegung um die formale Gleichberechtigung der Frauen, ihr Wahlrecht, ihr Recht auf Bildung und Berufsarbeit vor allem gekämpft und damit um Ziele, die allen Frauen gleichermaßen zugute kamen. Die „neue“ Frauenbewegung als Frauenbefreiungsbewegung hingegen kann nicht umhin festzustellen, daß der weibliche Lebenszusammenhang, die Lebensbedingungen, die Frauen unterdrücken, interindividuell sehr verschieden aussehen.

Inzwischen wird nicht nur intern in Gruppen der Frauenbewegung, sondern laut und öffentlich die Frage gestellt, ob die Tatsache, Frau zu sein, genug an gemeinsamem Nenner abgibt, um auch gleiche Interessen zu haben, für deren Verwirklichung ein gemeinsames Engagement möglich und sinnvoll ist. Was hat die junge Verkäuferin in einem Kaufhaus, die täglich acht Stunden hinter ihrem Stand steht, mit der Hausfrau und Mutter von drei kleinen Kindern gemeinsam? Was verbindet diese beiden mit der verheirateten, kinderlosen Akademikerin mittleren Alters, die sich der Frauenbewegung verbunden fühlt? Kann sie wiederum von der 75jährigen alten Frau mit kleiner Witwenrente verstanden werden und sich umgekehrt in deren Situation wirklich einfühlen? Die Beispiele von Frauenleben ließen sich ohne Schwierigkeiten vervielfachen; wahrscheinlich sind durch diese wenigen bereits neue und andere Bilder von Frauen und ihren Lebensbedingungen aufgestiegen.

Von allen diesen Frauenrealitäten bleiben auch die Gemeinden nicht verschont; Frauen mit ihrer differenzierten Lebenswirklichkeit kommen in und als Gemeinde zusammen und thematisieren ihr Leben und darin ihren

Lösungen heutiger Pastoral

persönlichen Glauben. Womöglich hatte eine an (individueller religiöser) Betreuung orientierte Gemeindepraxis vordergründig betrachtet den Vorteil, diese Verschiedenheit ihrer Gemeindemitglieder einfach nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen und somit von dem Problem, um das es hier geht, unberührt bleiben zu können.

Selbst die vorherrschende, an zielgruppenspezifischen Angeboten orientierte Pastoral kommt mit diesem Konflikt in der ihr charakteristischen Weise „zurecht“: Da gibt es eben eine Gruppe von alleinerziehenden Müttern; neben der Seniorinnenrunde existiert eine Gruppe jüngerer Frauen, die sich für feministische Theologie interessiert, und die Frauengemeinschaft, die überwiegend von Familienfrauen im mittleren Lebensalter und Frauen in der nachfamilialen Phase gebildet wird. Die Vieldimensionalität von Frauenleben wird wohl wahrgenommen, der darin womöglich liegende Sprengstoff aber kanalisiert, indem „für jede etwas“ da ist. Eine solche Gemeindepraxis wiederholt lediglich den gesellschaftlichen Umgang mit der „Frauenfrage“.

Die Möglichkeit, Gemeinde als einen Ort wahrzunehmen, wo Frauen, im Glauben an den Geist Gottes, der jede von ihnen beseelt, einander zutrauen, sich mit ihren verschiedenen Lebenssituationen und -problemen, ihrer „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) ernst- und anzunehmen, wird damit zugleich vergeben. Genau das aber brauchen wir in der gegenwärtigen Situation! Nachdem über 10 bis 15 Jahre Frauen, unter dem leitenden Axiom „Das Private ist politisch“, an ihrer vielschichtigen Lebenswirklichkeit gearbeitet haben, über Familien- und Berufsarbeit, Rollenverständnis von Männern und Frauen, ihre Sexualität, die Feminisierung der Armut, die vielfältigen Formen der Gewalt gegen Frauen, ihre Identität und ihren Glauben, nachdem eine Frauenkultur entstanden ist . . . , braucht es jetzt Orte, an denen Frauen in den unterschiedlichsten Lebensaltern, -situationen und -problemen und mit den verschiedensten kreativen Ansätzen, mit ihnen umzugehen, einander angstfrei und vertrauensvoll begegnen können.

Solche Räume bereitzustellen, ist Gemeinden in verschiedener Hinsicht möglich, stellen sie doch einen der wenigen gesellschaftlichen Orte dar, an denen sich noch immer Menschen mit den unterschiedlichsten Voraussetzungen und Lebensbedingungen begegnen. Koinonia als „Geschwisterlichkeit der Unähnlichen“* zu praktizieren,

* Vgl. ausführlich M. Blasberg-Kuhnke, Das Miteinander in der Gemeinde, in: L. Karrer (Hrsg.), Handbuch der praktischen Gemeindearbeit, Freiburg – Basel – Wien 1990, 248–263, hier: 259.

realisiert sich im Alltag einer Gemeinde auf verschiedenen Ebenen.

Einmal verlangt es die Sensibilität, schon bei der Organisation gemeindlicher Einrichtungen hinzusehen, was Frauen brauchen. Das fängt bei der Gestaltung der Kindergartenzeiten an, die Rücksicht auf berufstätige Mütter nimmt, bei der Vergabe von Räumen an eine Gruppe Alleinerziehender oder an eine Krabbelgruppe genauso wie bei der Einrichtung von Gemeinderäumen, die einer Gesprächsatmosphäre förderlich ist. Das betrifft die Partizipationsmöglichkeiten von Frauen, ihre gerechte Beteiligung an der Gemeindeleitung durch ihre Wahl in die Pfarrergemeinderäte und besonders auch in die Kirchengemeinderäte, die noch immer eine Männerdomäne sind. Genauso geht es um die Bereitschaft vor allem der Männer in der Gemeinde, unter ihnen gerade auch der Pfarrer, Frauenthemen nicht nur offen zur Sprache zu bringen, sondern darüber hinaus zu lernen, Frauen zuzuhören, wenn sie von ihren (Glaubens-)Erfahrungen, ihrer Sexualität, ihrem Selbstverständnis . . . sprechen. Und schließlich braucht es die Geduld der Frauen, sich aufeinander einzulassen, Verschiedenheiten im Familien- und Berufszyklus, im Selbst- und Rollenverständnis zwischen den Generationen oder zwischen sozialen Schichten anzunehmen. Das kann z. B. durch intergenerationell zusammengesetzte Frauengruppen geschehen, die gerade daran interessiert sind, wie es „den anderen“ ergeht, aber auch durch Interessengruppen, in denen sich Frauen in einem Anliegen solidarisieren.

Es braucht Orte, wo die vielen Realisationen, Frau zu sein, nicht neben-, sondern, wenn auch konfliktrichtig, miteinander existieren können. Dürfen Gemeinden sich an dieser Herausforderung einfach vorbeimogeln?